

**Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.**



No. 572. Wer kann so oft hören, das meint von Männer, daß sie die Wimmeln hätte in Schnapp. Wenn so e Mehde noch halbwegs mit den Reden un die Grittel gepohlet war und se könnt gut koch, dann hätt se nids differentes zu duhn, als abzuwarte bis en Jeller komme deht un deht se heirathe un dann war for ihr ganzes Leue lang kehr von se genomme. Se brücht sich kein Wurrie zu mache, wo das Geld herkomme deht, dazu deht der Hosband tende, se hätt nur dazu zu sehn, daß jeden Dag ebbs dementes un den Tschel war un daß das Haus gut uffgetreht war. Das war auch all was e heiert Mehde duhn deht wo mer die Woch so ebaut fünf Dahler for bezahle deht un e heiert Mehde hätt doch noch lang nit die Prifreileiche, wo e Frau hat. Wenn die Frau un einigen Platz hin wollt gehn un einiges Emjufement einnemme wollt, dann war der Mann nur zu froh, se hingunemme un wenn se Morgens emal e wenig länger schlaf wollt, dann deht se kein Mensch ebbs sage, dann deht der Mann als seins zu sei Bredeft tende; un wenn se emal nit dazu fühlte deht, e großes Dinner oder Copper zu koch, weill, dann deht se es forz moche un der Mann war auch mit e paar laßt beut Ebts oder en String Wienerch fätsisheit. Un was deht so e Frau for Pressents von ihren Mann kriegen? For Sonndags deht er se als e Ruhe e Bads Candy mitbringe oder en Bonsch Flauresch un zu ihren Geburtsdag oder zu Arizmeh un in Frät un einigen Hollidde, da deht se die feinste Pressents kriegen wo se sich nur wünsche deht.

Well, Mister Edithor, wenn ich so en Stoffdote duhn, das mach mich immer sit un teiert un einiges Mehde, was e wenig Informentiden in die Lein hen will, soll nur zu mich komme, ich will se schon die Auge öffne. Ich sage, e Wummen is das bedauerenswerthe un äumfle Stiddele Vieh was es an die Welt gewide duht. Es is ja gut genug se braucht nit zu lerne, wie mer e Insiden ronne duht un wie mer Häiser baue duht, wenigstens bis jeht noch nit, awider sonst muß se so ebaut alles lerne, was en Mann lerne duht, blos noch e wenig besser, wie en Mann un bieleids muß se in die Seienzes un die Litteraturfuhr gepohlet sein, als wen se en ungebrüchte Englobitheer war. Awider das is noch nit all; se muß auch unerlehn, wie mer Dresses macht, se muß wasche un eirene kenne, se muß en guter Klud sein un in die erichte Lein muß se gutgud un en guter Dresser sein un was der Mehn-Part is, se muß Geld hen. Wenn se dann ihre Eitjutehchen kompliet hat un wie mer auf deitsch sage duht, etamplich is, was duht se dann? Dann wart se bis en Mann komme duht un fragt se ob se die Anner eprisichthe deht, wenn er se heirathe deht. Worn se awider das Warte zu lang werd, dann duht se zu ihre Erholung e Possfchen in en Stohr ädpele oder in e Office, wo se wenig Sallerie, awider e ganze Latt halt Ebr un die Mensohns kriegen duht. Jeder sagt se was se for e gutgudiges Mehde is, un wie schweet se gude duht un se werd den Weg mehr gedatet wie sie eis gleiche duht. Se werd auch wann un dann emal zu e Bahrie oder zu en Danz gefragt, das meint, wenn se

„Gast du bemerk, wie der Baron gestern fortwährend seine Frau gel. 't hat? — Ja — die hat entweder sehr viel Geld gehabt, oder gar feins!“

die Miens un den Tschel hat sich zu so Otschchen stilsch aufzufische; wenn se das awider nit kann, dann werd se nur einmal gefragt.

Jeht will ich emal annemme, daß se das unbeschreibliche Glad hat, e Mädch zu mache mit en Jeller wo ehrlische Intenschens hat un wo se auch wirklich heirathe duht, dann hat se awider auch ihr Glad gemacht, wie en Och wo glitsche duht! Wenn die erschte acht Dag gepäst sin, wo ihr Mann ihren Name nit prongunge kann mitaus „Die“ dran zu hänge, dann is die Eitjutehchen e ganz differente. Dann starte die Komplexions iwoher das Esse; dann werd getickt, daß er nit mehr in Zeit zu seine Offis oder sein Schapp komme duht; dann is er Abends so ausgeleert, daß er sich um acht Uhr ins Bett lege muß, un wenn die Frau noch emal in en Schoß gehn will oder in e Kanzer, dann hat se nit en Wohlth von en Schoß un se duht gar nit deher ihren Mann zu frage se hingunemme. Wenn noch e Zeitlang vergange is, dann muß der Mann jede Woch einmal in seine Labdich for seine Dubs zu bezahle un sich gutsehend zu mache. Später duht er noch en Klob ischeune, wo er auch jede Woch emal hin muß un bei en bei muß er jeden Abend ausgehn, Entweder in seine Klobs oder an Bish-nech un ein is so schlimm wie das anner. Nur am Sonndag da steht er heim. Awider wenn dann die Frau dran figgere duht, daß er se dann wo hin nemme deht, dann is se schief gewidelt. Er is viel zu teiert un muß den ganze Dag schloufe. Un die Frau muß noch artig zufriede sein, wenn er wenigstens immer tauwer sehn duht un nit jede Nacht en Aff mit dem bringe duht un wenn er sogar keine Gämbler is un seine Pöbhschen halte duht, dann is er en ausgezeidneter Mann, wo se jedes drum beneide duht. Geht mich eweg mit die Mensohns, es is einer so schlimm wie der anner, blos mit die Edzpeppchen, daß einige noch schlimmer sin wie die anner.

Wenn einiges junge Mehde, wo e wenig Inleiment in den Krehn hen will, zu mich komme duht, dann kann ich se en Reunt oder zwei gewo- Ich sage so viel: wenn ich höre, daß e Mehde gebore worde is, dann könnt ich immer greine un ich duhn wische es dehte emal for fünfunzwanzig Jahr lauter Buwe auf die Welt komme, dann dehte die Mensohns mehbie e wenig besser eppriechthe, was e Wummen werth is un dehte se besser triete. Mit beste Riegards Yours

Lizzie Hanfstengel

**Der richtige Zeitpunkt.** Bardier (zum Dien): „Der Herr Doktor ist gestorben? Er, wie ich das trifft... gerade ist auch das Rasir-Abonnement abgelauten!“

**Am Gotteswillen.** Schummann (zum Betrunknen): „Damit können Sie nie das Häusthor aufschließen! Das ist ja Ihre Cigarre!“ Betrunkener: „Am Gotteswillen... Dann habe ich meinen Schlüssel geraucht!“

**Doppelwittung.** Professor (der im Hest eines Schülers einen großen Tintenstck bemerkt): „Ich sage Ihnen nur das eine: Dieser bunckle Fleck wirft ein helles Licht auf Sie!“

**Vergleich.** „Guten Tag, Herr Maier, was macht mein lieber Freund und Studien-genosse, Ihr Herr Sohn?“ „Der lebt wie eine Lokomotive.“ „Wie so?“ „Er rennt den ganzen Tag herum un raucht.“

**Individuelle Anschauung.** Liebmann: „Die Welt ist ganz schön — wenn sie nur nicht so voller Gläubiger wäre!“

**Unere Dienstmädchen.** „Sind das alle Ihre Zeugnisse?“ „Rein — nur eine Blüthenlese!“

**Blegmatisch.** Frau (im Cafe): „Adolf, die Herren am Nebentisch werfen mir beständig Blicke zu! Wirst Du denn gar nicht eifersüchtig?“ Mann: „Einen Augenblick, ich will nur noch diesen Artikel auslesen!“

„Gast du bemerk, wie der Baron gestern fortwährend seine Frau gel. 't hat? — Ja — die hat entweder sehr viel Geld gehabt, oder gar feins!“

**Hollands Hauptstadt.** Amsterdam ist des Landes Bart der Geldmarkt, und Rotterdam der Hafen, die Werftstätte, ein Fabrikhof und Austauschplatz. Hier wie dort sauert die jäh, aber auch langsame Arbeit in altfränkischen Kontorhäusern bis acht und am Abend vor Dampfsergen in Rotterdam nicht selten bis zehn oder elf Uhr. Der Wohlhabende beider Städte ist Kaufmann, denn der begüterte Rentier oder Pensionär zieht nach dem schmutzigen Utrecht, dem Ort schöner Promenadenwege. Dort besuchen auch als Zöglinge von Internaten die Kinder der Reichen des Landes die Schule, und dort im geographischen Mittelpunkt tagen die teilsweise päpstlichen Vereine. Natürlich bieten in den Arbeitsstätten Rotterdam und Amsterdam die Theater und Schönluststätten wenig. Wie aus dem ganzen Lande der Geschäftsmann nach Amsterdam reist, um Geld auszugeben, so fährt aus Stadt und Land der Vergnügungssüchtige nach dem Haag.

Eine lange Straße, die sich vom Bahnhof in die Altstadt der Residenz schlingelt, bietet Schritt für Schritt mehr das Bild einer sehr alten Stadt. Die haben Deutschlands, Frankreichs, Englands, Amerikas erzählen nicht etwa vom Besuch von Potentaten oder Spezialgesandten, sondern hängen aus den Fenstern von Schaufenschem, um zu verüben, daß die aufstrebenden Trapezflächen der Todespringer wirklich von weit her und darum für den Holländer als Germanen lebenswerth sind. Ueber den Fahrweg nach der Kellereid, um die Werte mit dem Muster auf dem Aufscherbode schreit das gelbe Bunt von Bildeten, die zur Vorstellung laden. An den Mauern von kleinen Hotels und Logierhäusern versprechen Tafeln gestäumte Zimmer mit Frühstück, Heizung und Vorzugspreisen für Aristokraten. In der Luft hängt der Geruch von Schmalzkrüben, und an der Restaurantthür das Menü. Vor dem Kesselpott trägt der Phonograph Vesper, deren Melodie dem Fremden vertrauter als das „Wilhelm von Nassau“ ist.

Die Tage, in denen der Fußhänger vor dem Ausgang beherigen muß, daß der Tod gar schnell den Menschen nit Wädem und Kollagen und Ausdrohschichten anknopft, sind dem glücklichen Holland einweilen noch fern, und der Wille zur Erziehung steht aus den Stiebern des Landfremden bald eine Gelentigkeit, die den Zusammenstoß mit den Maschinen des ungeheuren Heeres von Radfahrern zu vermeiden verliert. Durch Ellenbogen und Stummreifen bahnt sich er mühsam den Weg zur Geschäftsstadt, die sich als der Bugmakreladen der holländischen Frauen offenbart. Auch sie schielt nach Paris, aber ihre Lieferantinnen importiert nicht, die Jden oder einzelne Modelle der Mode, sondern ihre Produkt, die fertige Waare, etwa den Hut, der auch in Paris oft so schlicht, einfach und wohlfeil wie hübsch und geschmackvoll ist. Wenn nun nordwärts in die breiten, geraden Straßen der eigentlichen Residenzstadt wandert, sieht darum aus Frauenköpfen weniger häufig als anderswo die Nachahmung der überladenen, auffälligen Groteske, die Kunstschäfer oder Späher der Modewelt auf Kennbahnen oder in Restaurants von Paris auf dem Kopf von Mannequins haben. Man kennt hier Nuancen. Die Damen einer begüterten internationalen Gesellschaft segeln den Hut mit weißer Kiefernfebern immerhin erst am späten Nachmittag auf. Morgens ehen sie schlicht im einfachen Kleid, und das Strohgeflocht auf dem Kopf nag nur zwei schwarzgefärbten Gänsefedern oder ein seidenes Schleichen tragen. Gegen 5 Uhr erst tauchen die Herren vom Strauß, vom Reiter und Arabesdeugel auf, und die Stadt der Diplomaten und Beamten hat Herren genug, die Zeit haben, den Zylinder zu polieren und mit den Damen zwei Stunden über Tre und Stücken zu verträdeln. Die Elite sith in den Hotels und Kontoreien der Residenzstadt und die Masse in den Cafes des Geschäftsbezirks. Zehntausende verspern und lauen gründlich mit holländisch gemächlichem Behagen. In ärmlichen Wädeln bleibt keine Semmel zurück.

In der Altstadt drängen sich die Massen vom Bessersicht auf die Straße. Bis nach Mitternacht dauert die holländischen Stätten eigene Promenade dichter Menschenkolonnen. Der Fremde denkt, es sei etwas los, und glaubt in jedem Geleit Erwartung zu lesen. Er will nichts verpassen, verzichtet auf die ersten Schlummerstunden und weiß in der ersten Morgenstunde, daß er mit ganz Holland vergeblich wartete. Hier unten ist das Leben laut und lärmend. Droben in der Residenzstadt geht es leise, gemessen würdevoll und feierlich auf Stelzen. Drunten regelt es mit Mühe der Polizeif, droben leidet die Tradition. Auch die Tradition holländischer Kunst wird hier mit Treue gepflegt. Nicht die Museen, aber die Kunsthallen sind oft bis 11 Uhr abends geöffnet und schicken sogar dem Fremden die Einladung zu Besuchsabenden. In geräumigen Saisons erhellt elektrisches Licht die Gemälde, und aus einer Ecke klingt Fidelgeklirr. Daß ein gesunder und berechtigter holländischer Patriotismus die Wände mit immer neuen Kopen der alten niederländischen Meister

„Gast du bemerk, wie der Baron gestern fortwährend seine Frau gel. 't hat? — Ja — die hat entweder sehr viel Geld gehabt, oder gar feins!“

schmückt, ist gewiß begründet. Aber der Fremde fragt sich vor ihnen schließlich, ob wir in puncto Kunst nicht einfach auf Treu und das uns von Generationen Vorgeprobene nachreden, ohne ein Duentschen eigenes Urtheil wagen zu lassen. Der Jüngling, der Maler oder Kunsttreiber mag Ursache haben, der hoffentlich selbigen alten Herren Technik (oder was sonst dazu gehört) aus tiefstem Herzen dankbar zu bewundern. Aber der immer sich verzückt gebende Vale könnte eigentlich vor einem Rembrandt oder Rubens doch nur sagen: „Wie die Zeit vergeht!“

Schlacht wie die Eleganz der Hauptstadt ist das schmucklose zweistöckige Häuschen, in dem während des Winters die Königin residiert. Die weißen Mauern werden nach guter alter volländischer Sitte Sonnenatens nicht minder eifrig gepußt und gescheuert wie die rothen Ziegelwände der winzigen, bescheidenen Bürgerhäuser, die sich eng und vertraulich an das Schloßschloß lehnen. Auch die Gardinen werden zum Wechseln abgestekt, und die neuartigen Unterthanen verleben, der Herr in die Fenster zu sehen, wenn die Wäde gerade wie in der Nachbarschaft die Scheiben pugen. Auf dreihundert Zuschauer mögen sie bei der Arbeit rechnen. Ein königliches Mädchen für alles mag wie das Augen königlicher Fenster Apartes bieten, das sich dem Fremden nicht auf den ersten Anblick offenbart. Täglich flaut sich auch die Menge, wenn nach 1 Uhr der König in Wagen vorfährt. Bald tritt sie ins Portal und dankt für die Grüße mit einem Mädchenlachen, das der bald Dreißigjährigen die Grüßchen wahrten. Sie steigt ein und fährt mit ihrer Damen zum täglichen Spaziergang nach Oude oder dem Busch.

Der Weg führt vorbei an Carneages Friedensstempel, den die Gaeger schägen, weil ihn die Konturrenzstadt Prüffel nicht ehlet. Das Haus ist unter Dach, aber von Pfählen gestützt, auf Sand gebaut. Bieleicht darum steht bavor mit leisen Pfeifen der Mitteleuropäer, der gelernt hat, daß der Witterstriebe am sichersten auf einem härteren Fundament, dem Stahl von Wehr und Waffen ruht. Doch sicherlich verstand der Architekt des Bauherrn Gedankenflug zu folgen, denn in das breite Glasdach setzte er hunderte von winzigen Ersterden, Lutten, die Friedensstäben zum Nisten einladen. Auch einen Wald von Schornsteinen trägt der riesige Taubenschlag, der Hollands größter Bau ist. Nur aus Rüdchen können sie Rauch zum hoffnungsblauen Himmel leiten, und die Haager flüsteren, Carnegie plane, wie in America Hochschullehrer, hier die Kriegs- und Marine- minister der Großmacht anzubiebeln, damit sie in dem Capua behaglicher Wohnungen des Friedenspalastes das Nisten vergessen.

D. v. Gottberg.

**Stamm der Erdmenschen.** Der südliche Theil der Provinz Kwangsi und die daran anstosenden indochinesischen Provinzen Langson und Kambang werden von einem eigenartigen Völkergemisch bewohnt, unter dem der Stamm der Taju oder Tai (Erdmenschen) etwa fünfundsechzig vom Hundert ausmacht. Obwohl sich in den Lebensgewohnheiten dieses Stammes der unerkennbare chinesische Einfluß zeigt, so haben sich Restebestand einer andersgearteten Kultur noch erhalten, die zur Annahme berechtigt, daß der Stamm der Taileute in Siem zu suchen ist. Die Hauptbeschäftigung des Stammes und seiner Abarthen, der Jung und der Man, ist Ackerbau; außer Reis, den sie überall anbauen, wo es die Wasserbedingungen zulassen, beschäftigen sie sich mit dem Anbau von Erdnüssen, Zuderrohr, Weizen, Anis und Betelnüssen. Die Sprache ist stark mit siamesischen Ausdrücken vermischt, ebenso erinnern auch die Art des Häuserbaues, ihre Tracht und Gebrauche an die Bewohner des Landes des weißen Elefanten. Die Wohnungen der Taileute stehen nach der Art der Pfahlbauten einige Meter über der Erde. Das Innere besteht aus zwei Räumen. Wenn man auf einer Leiter zu dem Eingang gelstet ist, kann betritt man zuerst einen Raum, in dem die Ahnentafeln der verstorbenen Familienangehörigen aufbewahrt werden; das zweite Zimmer ist der Schlafraum und die Küche, mit dem in China üblichen Bild des Herdegotts. Unter den Wohnräumen liegen die Stallungen für die Wasserbüffel, Schweine und Hühner. Die nöthigst mit Gras und Lehm bedekten Hütten machen einen unsaubereren Eindruck, aber durch die romantische Lage inmitten einer tropischen Vegetation bedeutend abgemildert wird. Wegen der Armut der Taileute ist Polvgamie selten; wo sie betrieben wird, nimmt die Lebensform eine ähnliche Stellung ein wie die Kontubinen in China. Die Kleidung der Männer besteht aus weiten Hosen, die etwas über das Knie reichen und einer Jacke, die auf der rechten Seite zugeknöpft wird. Das Haar wird von den auf chinesischem Gebiet wohnenden Tais nach der Art der Chinesen getragen, während die Stammesangehörigen in den Provinzen Lobfang und Kambang das Haar auf dem Kopfe zusammengerafft binden. Die Religion ist ein Gemisch von Ta-

„Gast du bemerk, wie der Baron gestern fortwährend seine Frau gel. 't hat? — Ja — die hat entweder sehr viel Geld gehabt, oder gar feins!“

ciasmus, Buddhismus und einem eigenen Geistesglauben. Bezeichnend ist, daß sämtliche religiösen Handlungen von taosistischen Priestern vorgenommen werden, so die bei Heirathen, Begräbnissen und Taufbeihältnissen. Neben den Göttergestalten aus der buddhistischen und taosistischen Glaubenswelt haben die Taileute auch Göttern der Vorseit in ihr Pantheon aufgenommen. Ein merkwürdiges Schicksal hatte der jetzt von Mädchen und Frauen verehrte und gefürchtete Wisamkum, der vor seiner Erhebung zur Gottheit ein chinesischer Oberst war. Als im ersten Jahrhundert n. Chr. chinesische Truppen die von aufständischen Taiileuten besetzte Stadt Lungschou belagerten, ließen sich einige Mädchen der Tai mit dem Obersten ein. Die Soldaten gingen während der langwierigen Belagerungszeit ebenfalls auf galante Abenteuer aus und suchten ihrem Führer die Mädchen, deren Günst er sich erfreute, abspenstig zu machen. Die Folge war, daß der Oberst feinen Zehnschaften silberne Halsketten schenkte, die sie stets tragen mußten, damit, wenn ein Soldat mit einem dieser Mädchen gesehen wurde, er sofort verhaftet und enthaupet werden konnte; vor den Haustüren der Schönen ließ der Oberst seinen Namen aufschreiben und verbot den Soldaten bei Todesstrafe das Betreten dieser Häuser. Als einst der Oberst von einer nächtlichen Schächerstunde zurückkehrte, wurde er ermordet. Seit dieser Zeit wandert der Geist des Ermordeten durch Stadt und Dorf, und jedes Mädchen, das ihm in nächtlicher Stund begegnet, ist ihm verfallen. Un den Geist Wisamkum günstig zu stimmen, tragen die Mädchen silberne Ketten um den Hals und opfern ihm Weibkrautstäbchen. Wenn dem Schweinehüter ein Tier entlaufen ist, dann wendet er sich an Wisamkum, dem die Gabe zugesprochen wird, daß er das Schwein wieder auf die richtige Spur bringen kann. In dem Festlande des Taiammes sind einige feste chinesischen Ursprungs aufgenommen worden. Unter den eigenen Festen der Taileute nimmt das sogenannte „Mohue“ die erste Stelle ein; es wird jedes Jahr im Frühjahr gefeiert und hat den Zweck, von den Göttern ein günstiges Erntejahr zu erbitten. Es befinden sich oft zu mehreren Tausend zählende Teilnehmer ein, die in großer Ausgelassenheit eine Tag begehren; da an diesem Tag die Trennung der Geschlechter aufgehoben ist, nimmt das Fest in den Abendstunden meist ein wüßtes Ende. Die Stammesangehörigen der Tai heirathen gewöhnlich zwischen dem sechszehnten und dem zwanzigsten Lebensjahr. Wie in China, wird auch hier die Verlobung durch eine Vermittler abgeschlossen. Mit einem haas Betelnüssen, einigen Pfund Schweinefleisch und einem Kapau besteht der Geschenk begibt sich der Mittelsmann zu den Eltern der zukünftigen Braut und trägt ihnen die Verlobung vor. Wenn sie zustimmen, überbringt der Vermittler ein reichhaltiges Geschenk, das aus zwei Pfund Betelnüssen, zwei Kapauen und einigen Reisküden besteht. Die Familien des Brautpaares laden sich dann gegenseitig zu einem Festmahls ein, bei dem die Verlobung öffentlich bekannt gegeben wird. Die Hochzeit findet erst einige Jahre später statt. Am Hochzeitsstage holt der Bräutigam seine Braut aus dem Elternhause ab, wobei er von acht Mädchen und acht Anaben im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren, einem vorbereiteten Ehepaar und den Mitgliedern seiner Familie begleitet wird. Wenn die Braut ihre Elternhause verläßt, werden ihre zwei glimmende Weibkrautstäbchen durchs Haar gesteckt, um anzudeuten, daß die Brautmähe nun endgültig von ihren Eltern Abschied genommen hat.

**Ein neuer Dampfer der Hamburg-America Linie, das größte Schiff der Welt.** Bewundernswürdiger als irgendwo auf dem festen Lande scheinen die Wohnungen der Menschen auf dem Meere. Denn hier erst, wo kein fester Baugrund vorhanden ist, wo der Mensch von den Früchten seiner Acker und den Erträgen seiner Industrie völlig getrennt scheint, wo sich die Schwierigkeiten des behaglichen Aufenthalts und der Lebenshaltung ins Unüberwindliche zu steigern scheinen, hier erst entfaltet der erfindende Geist des Menschen seine volle Kraft und Fähigkeit. Schiffe gibt es heute auf dem Ocean, die viele tausend Menschen bederbergen und mit allem ausgerüstet sind, was die moderne Zivilisation den Kindern unserer Zeit nur irgend in einer blühenden Großstadt bieten kann. Schiffe gibt es, denen man nicht gerecht wird, wenn man sie nur mit Palästen oder einem einzelnen Großstahlhotel vergleicht, die in ihrem gigantischen Aufbau in der Vielgestalt ihrer Innenräume und Vorrichtungen mehr den Namen einer schwimmenden Stadt verdienen. Und jedes Jahr bringt neue Fortschritte in dieser Meeresbaukunst. Ein gewaltiges Gegenwarts- und Zukunftsbild solcher Art hat Meister Stövers Pinsel festgehalten, als er uns eine Zeichnung des künftigen Riesenschiffes entwarf, das die Hamburg-America Linie, Deutschland und der Welt größte Rheederer, zur Zeit auf der Werft des Stettiner Vulkan in Hamburg erbauen läßt. Das Schiff

„Gast du bemerk, wie der Baron gestern fortwährend seine Frau gel. 't hat? — Ja — die hat entweder sehr viel Geld gehabt, oder gar feins!“

ist für einen Rauminhalt von 50,000 Brutto-Registertons bestimmt, und geht damit um das Doppelte über alles hinaus, was Deutschland zur Zeit an Menschenschiffe besitzt. Manche unserer Leser werden den Schnelldampfer Deutschland der Hamburg-America Linie aus eigener Anschauung kennen und es nicht wunderbar finden, daß dieses mächtige Fahrzeug ein vierstöckiges Großstahlhaus quer in sich bergen könnte. Was aber soll man sagen, wenn der neue Dampfer, der im Frühjahr 1913 als größtes Schiff der Welt die Hupogflagge über den Ocean tragen soll, so gewaltig viel größer noch als diese Deutschland werden wird, wie uns die Stöversche Zeichnung belehrt. Zwölf Großstahlhäuser wären übereinander zu ihm, beinahe zwei stöcher Dome könnte man aufeinanderstapeln, wollte man sich die volle Länge des neuen Schiffes vergegenwärtigen; denn nicht weniger als 890 Fuß lang soll er werden. Im Innern bietet dieser Liebtan einen so ungeheuren Raum, daß einschließlich der über 1000 Köpfe starken Besatzung rund 5000 Personen, davon mindestens ein Viertel als Kajütspassagiere, unter den denkbar luxuriösesten Einrichtungen, gleichzeitig auf tagelangen Reisen über den Ocean befördert werden können. Alle Säle, Kabinen und Decks, wie sie von den großen Schiffen der Gegenwart bekannt sind, werden auf diesem Dampfer vergrößert und vermehrt erscheinen, und man kann ermessen, bis zu welchem Grade die Fortschritte der Meeresbaukunst und die Ansprüche des heutigen Weltverkehrs gegeben sind, wenn man hört, daß beispielsweise in der ersten Kajütsklasse ein Doppelpetefaal, ein King-Clarton-Restaurant, eine Gesellschaftssalle, ein Wintergarten, ein Rauchsalon, ein Damen- und Musiksalon, eine Turnhalle und sogar ein großes Schwimmbad in pompejischem Stil vorhanden sein werden. Mit einer stündlichen Geschwindigkeit von 22 Seemeilen durch den Ocean pflügen, durch seine kolossale Größe und den neuen Frahmischen Schlingentart vor dem Ungemüht der härtesten Meereswogen kraftvoll geschützt, wird dieser majestätische Schnelldampfer verdrängen, was Deutschland Reederei und sein Schiffbau zu leisten gelernt haben.

**Der menschliche Organismus die vollkommenste Maschine.** Wenn man den „maschinellen“ Theil des menschlichen Organismus betrachtet, so müssen wir erkennen, wie weit wir noch mit allen unseren technischen Konstruktionen von dem höchsten Ideal entfernt sind. Selbst wenn wir von der Feinheit, erstaunlichen Präzision und zweckdienlichen Anordnung der einzelnen Bestandtheile der „menschlichen Maschine“ absehen, wenn wir es ganz unberücksichtigt lassen, daß sie sich taatächlich in allen, auch den kleinsten Theilen von selbst erneuert u. ergänzt und keiner Wartung und Regulierung bedarf, und nur das Prinzip einer jeden Maschine — die ungezügelter Energien in möglichst ausgiebiger Weise in Arbeit umzusetzen — in Betracht ziehen, so müssen wir bekennen, daß sie alle künstlichen Maschinen bei weitem übertrifft. Troy aller Bestrebungen unserer modernen Technik ist es auch bei den vorzüglichsten Dampfmaschinen nicht zu vermeiden, daß % der im Brennmaterial zugeführten Energien verloren gehen. Weit vollkommener und ökonomischer arbeitet der menschliche Organismus, da sich die Ausnützung des ihm in Form der Nahrung zugebrachten Brennmaterials um das Doppelte günstiger stellt.

Was nun die Arbeitsleistung der „menschlichen Maschine“ anbelangt, so ist dieselbe um ein beträchtliches größer, als man es sich gemeinlich träumen läßt. Schon die inneren Organe vollbringen eine außerordentliche Leistung. Allein das Herz, die Pumpstation für den Blutkreislauf, liefert täglich eine unermessliche Summe von Arbeit. Die gewaltigen Kräfte, die während der Dauer von vierundzwanzig Stunden, also in einem Tage, im Herzmuskel ausgelöst werden, reichen hin, um ein Gewicht von 90 Tennen einen Fuß emporzuhoben. Ebenso ist es nur wenig bekannt, welche ungeheuren Arbeitsleistungen der Mensch durch körperliche Betätigung zu vollbringen vermag. Fast unalablich klingt es, daß ein gesunder Arbeiter in zehnkündiger Thätigkeit eine Leistung im Werthe von etwa 4000 Pferdekraftstunden ausführt. Alle bisherigen wissenschaftlichen Ermittlungen haben zur Evidenz bezeugt, daß keine unserer künstlichen Maschinen, was Struktur, Feinheit und Kompliziertheit des Baues, Vielseitigkeit der Einrichtungen, Erathheit der Funktionen und Ausdauer der Nahrung anbelangt, dem menschlichen Organismus gleichkommt. In ihm erblicken wir das höchste Meisterwerk der Natur, jenes Werk, mit dem alle Schöpfungen gekront wurden.

Aus Japan ist eine Schiffsladung gebauder Bohnen eingetroffen. Bastion droht die Gelde Gefahr!

Die neueste Traktbildung, der Porzellan-Trakt, wird wohl vorfristig organisiert worden sein, nach dem alten Spruch: Vorwärts ist die Mutter des Porzellanschrantes.

„Gast du bemerk, wie der Baron gestern fortwährend seine Frau gel. 't hat? — Ja — die hat entweder sehr viel Geld gehabt, oder gar feins!“